Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

Heft: 34

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-645634

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Der Vogel im Räfig.

Roman von Lifa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Rahel an Sidnen.

Du bist landers geworden, Sidnen, es spricht eine Stimme laus deinem Brief, die ich nicht kenne. Aber es ist meine Schuld, ich habe zu lange gewartet, mit dir zu reden, trohdem ich dir viel zu sagen hatte, und im tiesstem Grunde mich darnach sehnte, zu dir reden zu dürsen. Bielsleicht war es gut so. Jeht aber laß uns wieder zusammen gehen.

Du bist aber boch am Aeußerlichen hängen geblieben, Sidnen. Wozu braucht Iohannes mich zu sehen? Er liebt mich, ist das nicht genug? Er hört, was ich sage, er spürt meine Hand in der seinen. Er kennt meine Seele, jede Regung. Er ahnt voraus, was mir selbst noch dunkel ist, und hütet mich dadurch, daß er mir vertraut. Und bin ich nicht auch, solange ich lebe, gebunden gewesen? Hielt Tante Adeline, hielt die ganze Familie mich nicht eng umschnürt? Wurden nicht meine Schritte gelenkt, wohin andere wollten, meine Gedanken dahin geführt, wo meiner Vorfahren Ge= danken stehen blieben, und meine Gefühle sogar nach ihrem Muster gebildet? Du weißt es, Sidnen, daß jeder eigene Schritt, den ich versucht, zurückgetan und bereut werden mußte. Ich tat ihn zurück, du nicht. Du hast dich früh frei gemacht. Weißt du noch, wie die Karoline in der Arena erschien und mich von dem bunten Pferd herunterriß? Größeren Schmerz kann ich kaum mehr erleben, als ich ba erlebt habe, und so verzweifelt ich mich innerlich sträubte, ich gehorchte boch. Und so ging es alle Tage, alle die Jahre. Jest kommst du und willst mich zurüchalten, da ich endlich meinen eigenen Weg gehen will. So tot können keine Augen sein, wie die Tante Adelines waren, so Schauriges gibt es nicht mehr wie ihr gespenstischer Gang, ehe sie fort mußte; so traurig, so schicksalbeladen, wie das weiße Saus es jett ist, gibt es keinen Ort auf Erden.

Laß mich fröhlich mit Iohannes zur Kirche gehen. Wo Liebe ist, ist Ruhe. Nein, das meine ich nicht, aber in seiner Liebe will ich ruhen.

Sidnen, du schreibst kein Wort von deiner Arbeit. Du wolltest mich doch nicht strafen, weil ich den ganzen Winter nie darnach gefragt? Es war ein Kreis um mich herum wie ein Bann, ich konnte ihn nicht durchbrechen, nichts vermochte zu mir zu dringen... Nun ist der feurige Ring erloschen, und die Strahlen, die mich suchen, können wieder zu mir dringen, und ich vermag es, sie aufzunehmen.

Erzähle mir von dir. Befriedigt dich deine Arbeit? Halt du die große Einfachheit gefunden, die Quelle, weißt du noch? Ich finde sie sicher bei Iohannes. Aber auch dich, Sidnen, brauche ich. Ist es nicht wunderlich, daß man nur einen einzigen Menschen glaubt lieben zu können und lieben soll, da die Menschen doch so verschieden sind und so verschiedenes voneinander verlangen? Es ist wahr, daß, als ich Iosé Gonzaga liebte — man hat nur das eine Wort für so mannigfaltiges Gefühl — es mir selbst-verständlich erschien, daß er mich allein anbetete und ich ihn. Sonderbar.

Sidnen, in wenig Tagen schon gehen Johannes und

ich zur Kirche. Ein paar Getreue begleiten uns. Tante Mariechen und ihre Monika wollen kommen. Sie schrieb mir, daß sie die ganze Nacht über mich geweint habe, die Gute. Als Nachschrift fragte sie, ob ich ein weißes oder ein schwarzes Kleid trüge, es komme wohl bei einem Blinden auf eins heraus. Mit dieser harmlosen Bosheit erleichterte sie ihr Herz. Sie ist nicht mehr stark, Sidnen, und ich fürchte, daß sie nicht mehr lange leben wird. Auch Tanke Adeline geht es schlecht. Sie strebt darnach, ihrem Leben ein Ende zu machen. Karoline hütet sie Tag und Nacht und magert zum Skelett ab, läßt sich aber von Tante Abeline nicht wegtreiben. Auch Johannes Mutter geht es nicht gut. Aufrechtsikend muß sie die Nacht verbringen mit viel Bangigkeit. Sidnen, die Leiden der Menschen sind mir ein Zeugnis, daß der Tod nicht das Lette ist. Ich denkle so oft, wenn ich mit Iohannes rede, und ihn reden höre, und sehe, wie viel er weiß, was er gar nicht erlebt haben kann, wie er weiß, ohne zu wissen, daß er ein zweites Le= ben lebt. Es kann nicht nur die Blindheit sein, die ihn so vieles gelehrt hat, es sind unbegreifliche Dinge da. Ich fomme mir wie ein Schulmädchen vor neben ihm, oder wie ein grob geartetes Rind. Wenn ich ihn etwas fragen will, so antwortet er mir, ehe ich die Frage getan, und ist mir traurig zumute, so tröstet er mich, ehe ich geklagt. Ach, viele, viele Rleinigkeiten noch, die mir jett nicht einfallen. Er schaut in die Menschen hinein.

Sidney, nächsten Dienstag begleitest du mich, wenn ich zur Kirche gehe? Aber nicht ängstlich, nicht mitleidig oder zweiselnd. Freue dich. Glaube mir, du darsst es. Rahel.

Iohannes an Sidnen.

Lieber Sidnen, Sie erlauben, daß ich Sie noch nenne wie früher? Ich schulde Ihnen eine Aussprache, die Sie wahrscheinlich, wären wir nicht so ferne, verlangen würden.

Alle Einwände, die Sie machen können und gemacht haben, legte ich mir selbst vor. Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Punkt gibt, den ich unbeleuchtet gelassen habe. Ich rede nicht von Rahels innerer Einsamkeit, nicht von ihrer Mutlosigkeit nach heftigem Erleben, nicht von ihrer Sehnsucht und ihrem Streben nach Unabhängigkeit. Ich rede nicht davon, daß Rahels große Seele mir ein Opfer bringen will, das ich von mir zu weisen ehrlich versucht habe. Auch nicht von meiner Liebe, die Rahel gehört hat, seit ich sie kenne, seit sie als kleines Mädchem Binsenkörbchen machen lernte. Ich will nur meine Schuld bekennen, die eben darin liegt, daß ich nicht zu widerstehen vermochte, als Rahel mir das Geschenk ihres Lebens anbot. Sie werden keinen Augen= blid gedacht haben, daß ich es gewagt hätte, Rahel darum zu bitten. Aber als sie mir in ihrer großherzigen Art ver= sprach, mit mir leben zu wollen, habe ich nicht nein sagen tonnen. Jeder meiner Gedanken und jedes meiner Gefühle gehört ihr. Daß das bei einem blinden Manne mehr sagen will als bei einem andern, bei jedem andern, werden Sie sich denken. Daß jede Stunde meines Lebens ein Dank sein wird, auch. Es wird jede Minute eine Bitte an das Schichal sein, mich um meiner Selbstsucht willen nicht zu hart zu strafen. Oder auch mich zu strafen, was gilt mir das. Unermeßlich stark ist mein Gefühl für diese Frau.

Und noch etwas. In dem Augenblick, in dem Rahel meine Hand fallen läßt, ist sie frei. Sie weiß es. Es kommt mir selbstverständlich vor, auch wenn ich nicht blind wäre, und Rahel nicht Rahel. Ich kann sie, ginge sie von mir, reichlich ausstatten. Es würde ihr an nichts fehlen.

Das habe ich Ihnen sagen wollen.

Johannes Attinger.

Manches war geschehen, seit Rahel Ishannes Attingers Frau geworden. Nichts, das in die Geschicke der Menschen eingegriffen hätte, nichts, das seine Welsen weiter gerollt hätte, über die engen Kreise hinaus, in denen die Wenigen lebten, die von Bellerive, der Stadt und ihrer Familie Abschied genommen hatten und für immer verschwunden waren. Abeline Petitpierre war eines Morgens sterbendy gefunden worden. Trohdem Karoline das Zimmer neben der Kranken bewohnte und die Türe dazwischen stets offen hielt, trohdem, daß die Wärterin viermal in der Racht sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung sei, hatte Frau Petitpierre es vermocht, sich zu töten.

Wunderbar war der Ausdruck, den das Gesicht der Toten trug. Verklärte Ruhe, mehr noch, Liebe lag um den Mund, der es nie vermocht, Worte der Liebe zu schenken. Sie war nicht allein. Tag und Nacht saß Karoline neben ihr. Kurze Zeit nach dem Vegräbnis ihrer Herrin wurde sie krank und starb an einer nicht deutlich erkennbaren Krankbeit. Sie hatte sterben wollen.

Belusa überlebte sie ein Jahr, hatte aber die Pforten des Spikals, in dem er lag, nie mehr verlassen können. Der Gichtbrüchige lag Tag und Nacht auf seinem Lager, freute sich über die vielen Besuche der Spikalbewohner, die den alten Mann, der wunderbare Geschichten von Pferden zu erzählen wußte, gerne aufsuchten. Rahels Erscheinen war ein Lichtpunkt, der sich oft wiederholte. Daß sie Iohannes Attinger geheiratet, verzieh Besusa dem Blinden nie, und glaubte von dem Tag an an Zaubermittel, denn ohne die, so behauptete er seinem Studengenossen gegenüber, würde doch eine Prinzessin keinen Siechen heivaten.

Daß Rahel, nach dem letzten Willen Adeline Petitzpierres, das weiße Haus weiter bewohnen würde, und es ihr Eigentum geworden war, das freute ihn ganz besonders. Er wurde nicht müde, sich von ihr erzählen zu lassen, wie sie darin hause als Herrin, und wie sie in ihrem Garten herumgehe in einem weißen Rleid, mit einem schmalen, golzdenen Reisen im Haar, den sie auch als junges Mädchen so gerne getragen. Ob die Feigen reif geworden seien und ob die Oleander und Granatbäume ebenso glühend geblüht wie früher, und ob das Kamin im großen, gelben Saal gut ziehe, das alles wollte er wissen. Nur nach Iozhannes fragte er nie, und Rahel erzählte nicht ungefragt. Ehe das zweite Iahr ihrer Ehe herum war, begrub man Belusa.

Es war, als sollte der ganze Schwendtsche Stamm ausgerottet werden. Tante Ulrike war nicht mehr. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, als die Magd am Morgen ihr das Frühstück bringen wollte, aufrecht, das silberweiße Saupt ein wenig gesenkt, beide Fishe nebeneinander ruhend, die eine

Hand im Schok, die andere friedlich darüber gelegt. Auch sie hatte Rahels in ihrem Testament gedacht. Die wunder= bare Sammlung kostbarer Tassen, die sie besessen, gehörte nun Rahel Attinger, und die Summe Geldes, die Tante Ulrike ihr hinterlassen, sollte, wie das Testament sagte, dazu dienen, Rahel in jeder Lebenslage unabhängig zu ma= chen, sei es von ihren Verwandten, sei es in einer Ehe. Es war ein oft wiederkehrendes Wort der alten Frau gewesen: Unabhängigkeit erlangt man mit einem festen Willen, mit Glauben an sich selbst, und mit Geld. Nur Tante Marie hauste noch mit ihrer Monika zusammen. Wie ein Vogel zusammengekauert saß sie in ihrem Stuhl, das liebe Gesicht flein geworden, voll Rummer über den Tod der Frau, die ihr lieb gewesen, waren sie auch so verschieden voneinander, wie Tag und Nacht. Sie las unaufhörlich Abelines frühere Briefe, und freute sich über Rahels Kommen gang be= sonders darum, weil sie über ihre vorbildliche geliebte Freun= din reden konnte. Es ware ihr als Blasphemie erschienen, hätte man ihr gesagt, wie viel wertvoller sie mit ihrem warmen, guten, alles verzeihenden Herzen gewesen sei, als die allein sich selbst anerkennende und hochhaltende Base.

Der Rummer ihres Lebens war Sidnen. Nicht er selbst — nein, Gott sei Dank, er ließ es an Briefen und lieben Worten nicht fehlen, aber die Frau, die er neben sich hatte, die Isse, die er sich (Tante Marie konnte es nie begreifen) gewählt hatte, die war ein Nagel zu ihrem Sarg. Lante Marie, die die weltlichen Günden nur aus der Bibel und dem Gesangbuch kannte, und keine Ahnung hatte, daß möglicherweise rings um sie herum in aller Stille gegenügend gefündigt wurde, faßte es nicht, daß gerade ihr schöner und begabter Sidnen an eine Frau geraten sein sollte, die ein so liederliches Leben führte, daß Sidnen es nicht mehr ausgehalten hatte und von ihr gegangen war. Vielleicht war auch sie von ihm gegangen, sie wußte es nicht genau, und Sidnen hatte davon nie etwas geschrieben. Nur: "Ich halte es besser für meine Arbeit, nicht mehr mit Isse zusammen zu leben. Sie ist sehr einverstanden damit und dank der Güte Onkel Doktors, nun auch Sank der Hinterlassenschaft Tante Adelines, bin ich in den Stand gesett, für mich allein zu bleiben, und es dennoch Ilse an nichts fehlen zu lassen."

Monika fand nicht genug, und nicht stark genug zeich= nende Worte, um das Benehmen dieser Frau zu stempeln. Daß Sidnen ihr nun auch noch Geld gebe, nachdem sie die Spahen pfiffen es von den Dächern — mit jedem, der in ihr Haus gekommen, angebändelt, und nicht nur angebändelt (hier erhob Tante Marie ihre Sand und bedeutete Monika, sie möge schweigen), sondern auch mit einem dieser Liederlichinge Tage und Nächte fortgeblieben sei. Da sei jeder Franken vom Uebel, den Sidnen einer solchen Berson nachwerfe, und ihr dadurch helfe, ihr Leben fortzuführen. Die solle arbeiten, das sei gesünder für sie. Tante Marie blat Monika nochmals, nicht so strenge Worte zu gebrauchen. zudem sei Ilse Sidnens Frau gewesen, und er habe sie lieb gehabt. Und was sie denn tun sollte ohne Geld? Nicht einmal das Rind, das sie gehabt, hätte sie gut besorgt, es sei gestorben, warf Monika ein, aber Tante Marie schüttelte ihren Ropf mit dem Fransentuch und meinte, wenn der liebe Gott nicht gewollt, daß es stürbe, so wäre es nicht gestorben.

(Fortsetzung folgt.)